

# „Jeder ist so krank wie seine Geheimnisse“

Klaus-Dieter Felsmann

Zu der obigen Erkenntnis kommt ein alter Mann in einer Episode der US-amerikanischen Kultserie *Cold Case – Kein Opfer ist je vergessen*. Damit benennt er nicht nur das Grundthema der Serie um Senior Detective Lilly Rush, gespielt von der smarten Kathryn Morris, und ihrer Kollegen, die sich darum bemühen, schon lange zu den Akten gelegte Kriminalfälle zu lösen, sondern er greift einen sehr ambivalenten Aspekt menschlichen Sozialverhaltens auf. Manchmal ist es unangenehm, sich vergangener Ereignisse zu erinnern, manchmal ist es schlicht unpraktisch, manchmal erscheint es aus dem Moment heraus eher destruktiv – und manchmal zieht es, wie angesichts ungeklärter Kriminalfälle, schmerzliche Konsequenzen nach sich. Wer wüsste es aber nicht: Man kann Erlebnisse lange verdrängen, doch insbesondere dann, wenn sie mit starken Emotionen verbunden sind, wird deutlich: Sie können nicht gelöscht werden. Erleichterung bringt erst der Moment, in dem Geheimnisse aufgelöst werden, so schmerzlich das manchmal auch ist.

*Aber das Leben geht weiter*, so heißt ein Dokumentarfilm, mit dem die Regisseurin Karin Kaper momentan durch deutsche Kommunalkinos reist und dort auf großes Interesse trifft. Kaper war für den Film mit Seniorinnen aus Bremen an die Orte ihrer Kindheit nach

Niederschlesien gereist. Dort leben seit Jahrzehnten Menschen, deren Wurzeln weit im Osten, in Galizien liegen. Im generationsübergreifenden Gespräch spüren beide Seiten, dass sie, entgegen bisheriger zeitgeschichtlich geprägter Annahmen, das gleiche Schicksal teilen. Diese Erkenntnis hilft, lang anhaltenden inneren Schmerz aufzulösen und Versöhnung zu finden.

Als im Februar 2012 die deutsche Politik-Arithmetik Joachim Gauck als Kandidaten für das Amt des Bundespräsidenten hervorbrachte, verkündeten die Nachrichten, ein aufrechter DDR-Bürgerrechtler werde nun dem Amt gegeben, was des Amtes angemessen ist. Nun war Gauck sicherlich auch vor 1989 ein aufrechter Mensch, doch das, was man damals unter einem Bürgerrechtler verstand, das war er eindeutig nicht. Heute, 23 Jahre später, klingt es aber so verlockend schön, dass lieber versucht wurde, den Begriff „Bürgerrechtler“ neu zu bestimmen, als das hervorzukehren, was der Kandidat im eigentlichen Sinne ist. Wenn diese Kolumne erscheint, dann wird die kurzzeitig recht eruptive Debatte längst vergessen sein. Nein, vergessen vielleicht im Sinne der öffentlichen Wahrnehmung, doch nicht als eine latent weiterwirkende Erfahrung. Dafür war die Diskussion mit zu vielen Emotionen verbunden.

Der Mensch neigt dazu, Vergangenes gern aus der Sicht des gegenwärtig Brauchbaren darzustellen, und er wundert sich regelmäßig, wenn plötzlich scheinbar auch so Überraschendes hervorbricht. Heute, wo jeder völlig unkompliziert die in Misskredit gefallene Exschwiegertochter aus den digitalen Familienfotos entfernen kann, erscheint es fast schon bemitleidenswert lächerlich, wenn man an den langjährigen Running Gag der russischen Revolutionsgeschichte erinnert, der erzählte, dass Stalin den Konkurrenten Trotzki von den gemeinsamen Heldenfotos herausretuschieren ließ, um sein eigenes Ego hernach besonders herrlich erstrahlen zu lassen. Geholfen hat solcherlei mediales Uminterpretieren der Geschichte bekanntlich nicht, was vom Ansatz her nicht funktionieren konnte, das konnte trotz aller temporären Umdeutungen auf Dauer auch nicht funktionieren.

In meiner Nachbarschaft gibt es immer mal wieder Streit um Grundstücksgrenzen. Dabei heißt es gerne: Mein Zaun zeigt doch genau an, was mir gehört. Wer dann mit einer Katasterkarte anrückt, der wird belächelt, weil man sich sicher wähnt, die habe keinerlei Beweiskraft, denn man war ja selbst dabei, als die Grenzsteine zu Zeiten der absoluten LPG-Herrschaft auf den ostelbischen Dörfern herausgerissen worden waren. Doch weit gefehlt, die

Archive der Amtsgerichte haben ein besseres Gedächtnis als der Mensch, der das Augenscheinliche weggeräumt hat und nun dachte, wenn über die Sache erst Gras gewachsen ist, dann wäre das Vergangene vergessen.

Wenn historisches Erinnern persönlich wird, dann ist vielfach ein reflexartiges Zurückschrecken spürbar. Viel bequemer erscheint es, sich als Betroffener hinter objektivierenden allgemeinen Einordnungen verstecken zu können. Die entsprechenden Aversionen bekam auch der Historiker und Publizist Götz Aly zu spüren, als er mit seinem Buch *Hitlers Volksstaat* daran erinnerte, dass sich die Deutschen nicht ungern ihre Zustimmung für die Nationalsozialisten durch materielle Wohltaten hatten abkaufen lassen. Natürlich ist es unangenehm, wenn man sich erinnern muss, dass der geliebte Barocksekretär im Arbeitszimmer einst im Kontor der jüdischen Nachbarn der Großeltern stand. Doch auf Dauer hilft Verdrängen nicht, das Möbelstück bleibt immer ein Fragezeichen – selbst dann, wenn es irgendwann einer Modernisierung zum Opfer gefallen sein sollte.

Selten hat mich die Beschreibung einer Kreatur so erschüttert wie die eines Mankurts durch den kirgisischen Autor Tschingis Aitmatow in seinem Roman *Ein Tag länger als ein Leben*. Das Steppenvolk der Juan-juan stülpte

einst Gefangenen ein Stück Fleisch frisch geschlachteter Kamele auf den kahl geschorenen Kopf und ließ das dann in der Sonne so lange aus- und vor allem antrocknen, bis der Gepeinigste entweder starb oder für immer sein Gedächtnis verlor. Letzterer wurde schließlich zum Mankurt, einem idealen Sklaven, der sich selbst nicht mehr als menschliches Wesen begriff. Einen ergebeneren und ungefährlicheren Untertan konnte man sich nicht denken. Aitmatow erzählte diese Legende als Gleichnis hinsichtlich der Gefahr einer jeglichen Geschichtsvergessenheit. Ein entsprechend manipulierter Mensch ist nicht mehr in der Lage, sein Dasein selbstbestimmt zu gestalten.

So gesehen bekommen die beliebten Volksweisheiten wie: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!“ oder: „Augen zu und durch“ schon geradezu etwas Anrüchiges. Es mag manchmal anstrengend sein, doch sich erinnern zu können, das ist eine Gnade. Dies macht auch der Hirnforscher Eric Kandel in seiner wissenschaftlichen Arbeit als auch in seiner Autobiografie und in dem danach entstandenen Film *Auf der Suche nach dem Gedächtnis* deutlich. Es ist wunderbar im Film von Petra Seeger zu sehen, wie der über 80-jährige Nobelpreisträger seinen Kindern und Enkeln die Stadt Wien zeigt, wo er einst als Jude durch die Nationalsozialisten in die Emigration

getrieben worden war. Die Szenen machen deutlich, dass es sein Gedächtnis ist, das ihn trotz allen erfahrenen Leids als Subjekt über die Ideologie der Barbarei triumphieren lässt. Insofern wird er selbst zum leibhaftigen Beweis seiner These, dass der Mensch das sei, was er gelernt hat und an was er sich erinnert. Wenn man ihm das raubt, so raubt man ihm nicht mehr und nicht weniger als seine Existenz.

Gewiss, nicht jede umgestoßene Blumenvase ist es wert, in Erinnerung zu bleiben. Doch das Verdrängen von Essenziellem wird zum „cold case“, zum ungelösten Fall, der letztendlich sowohl real, viel mehr noch aber mental existenzbedrohend sein kann.

Klaus-Dieter Felsmann ist freier Publizist, Medienberater und Moderator sowie Vorsitzender in den Prüfungsausschüssen der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF).

